Polyphonie
Mehrsprachigkeit_Kreativität_Schreiben
Plurilinguismo_Creatività_Scrittura
Viacjazyčnosť_kreativita_písanie
Plurilingualism_Creativity_Writing
Plurilinguisme_Créativité_Écriture
issn: 2304-7607

Ribbe, Henrike: Wege aus der „babylonischen Sprachverwirrung“? – Poetologische und literarische Versuche Ingeborg Bachmanns zur Kritik einer kategorialen Sprachordnung. In: www.polyphonie.at, Vol. 16, Nr. 1/2025, ISSN: 2304-7607, begutachteter Beitrag/peer-reviewed article.

Henrike Ribbe (Friedrich-Schiller-Universität Jena)

Wege aus der „babylonischen Sprachverwirrung“? – Poetologische und literarische Versuche Ingeborg Bachmanns zur Kritik einer kategorialen Sprachordnung

1. Das babylonische Mythologem als Folie einer Sprachordnungskritik

Die österreichische Schriftstellerin Ingeborg Bachmann (1926-1973) wächst im transkulturellen Grenzgebiet Österreich-Italien-Slowenien auf. In einer frühen Selbstdarstellung von 1952 beschreibt sie diesen Herkunftsort als „eine Welt, in der viele Sprachen gesprochen werden“ (Bachmann 2005a: 4, 7). Damit spielt sie zum einen auf das Kärntner Dreiländereck an, zum anderen reinszeniert sie das intergenerationelle Erbe des Österreichischen ‚Vielvölker- und -sprachenstaates‘ (vgl. Egger 1996). Fremd- und Mehrsprachigkeit, die mit dieser Vielseitigkeit verbunden sind, wurden in der Forschung zu Bachmann bereits vielfach verhandelt. Dabei wurden Spannungsfelder zwischen ‚Muttersprache‘, ‚Fremdsprachen‘ und Identität sowie sprachliche und existentielle Grenzüberschreitungen ausgelotet (vgl. Brinker-Gabler 2004a, 2004b; Eggers 2001; Greber 2002). Offensichtliche Ausgangspunkte für diese Forschungsschwerpunkte bilden Bachmanns Jahrzehnte währende Wechsel insbesondere zwischen deutsch- und italienischsprachigen Lebensräumen[1] sowie Phänomene latenter und manifester Mehrsprachigkeit in ihren Texten.[2] Im vorliegenden Beitrag geht es mir demgegenüber weder um biographischen noch um manifest mehrsprachigen Text. Stattdessen nähere ich mich dem Thema der Mehrsprachigkeit

[1] Längere Italienaufenthalte gab es 1953-1957 (Ischia, Neapel und Rom), 1961/62 (Rom) und 1965-1973 (Rom) (vgl. Höller 1999, 83–101, 117–128, 137–157; Larcati/Schiffermüller 2014).
[2] So unter anderem in den Gedichten *Die Brücken* (1953) und *Lieder auf der Flucht* (1955), in Briefwechseln mit H. W. Henze (München, Zürich: Piper 2004) und H. M. Enzensberger (München, Berlin, Zürich: Piper 2018) und in prosaischen Texten wie *Malina* (1971) und *Simultan* (1972).

indirekt, über ein Motiv, dessen Geschichte im Alten Testament beginnt und das die Menschen bis heute beschäftigt: die babylonische Sprachverwirrung.

Auf dieses geflügelte Wort (Büchmann 1872: 185) referiert Bachmann in ihrer ersten Poetikvorlesung in Frankfurt im November 1959. Unter dem Titel *Fragen und Scheinfragen* entzieht sie sich einleitend einer klaren Positionierung innerhalb des literaturtheoretischen Diskurses und entwirft die enigmatische Programmatik einer ‚dritten‘ Alternative: „Aber lassen Sie uns die Parteiischkeit wie die Neutralität verwerfen und ein Drittes versuchen: eine hindernisvolle Herausführung aus der babylonischen Sprachverwirrung“ (Bachmann 2005c: 257). Trotz vielfacher literaturwissenschaftlicher Verhandlungen der Bachmann’schen Poetik wurde dieser programmatischen Textstelle bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt.[3] Dies ist umso erstaunlicher, als die Formel der ‚hindernisvollen Herausführung‘ weitreichende Einblicke in Bachmanns Sprachverständnis gibt. Wie der vorliegende Beitrag zu zeigen versucht, reflektiert diese Sprachauffassung auch eine ethische Dimension von Sprache und einen weiten Mehrsprachigkeitsbegriff. So konstituiert sich diese Auffassung zum einen in enger dialogischer Verbindung von „Sprach- und Moralreflexion“ (Agnese 1996: 34), wie Barbara Agnese herausstellt und wie die folgenden Analysen zeigen. Zum anderen beinhaltet die Passage aus Bachmanns Vorlesung zwar keine „Sprachreflexion […], die seiner eigenen (auch nur potentiellen) oder einer geschilderten Mehrsprachigkeit gilt“ (Radaelli 2011: 62). Damit weist sie im strengen Sinne keines der Merkmale latenter Mehrsprachigkeit auf, wie Giulia Radaelli sie in ihrer Studie zu literarischer Mehrsprachigkeit bei Bachmann und Elias Canetti darlegt. Doch auch laut Radaelli betrifft „[d]er ‚Grenzfall‘ der Mehrsprachigkeit […] gleichsam jede Sprache und jedes Sprechen; denn er verbirgt sich stets in dem, was für den ‚Normalfall‘ gehalten wird“ (Radaelli 2011: 201; vgl. 68). Wird demnach die grundlegende Möglichkeit von Einsprachigkeit infrage gestellt, erweitert sich die geläufige Vorstellung von Mehrsprachigkeit als einer Verflechtungsstruktur von ‚Fremdsprachen‘ im engeren Sinne. Hieran anknüpfend zielt der Beitrag zuletzt auch darauf, Vielsprachigkeit im weitesten Sinne

[3] Exemplarisch findet sich im kürzlich neu aufgelegten Bachmann-Handbuch kein einziger Eintrag zur „hindernisvolle[n] Herausführung“ und auf den Ausdruck ‚babylonische Sprachverwirrung‘ wird nur in Dirk Weissmanns Artikel zu Mehrsprachigkeit eingegangen, allerdings nicht mit Blick auf deren Nennung in den Vorlesungen, sondern im Zusammenhang mit Bachmanns späterem Diktum des ‚Übersetzens als erste Pflicht‘ (vgl. Weissmann 2020: 405). Der Befund gilt auch für alle weiteren folgend aufgenommenen Forschungsbeiträge, mit der einzigen Ausnahme von Dirk Göttsche.

als ein Phänomen anzunähern, das die Verständigung aller sprachlich agierenden Wesen betrifft.

Aus einer solchen Perspektive gibt sich die ‚babylonische Sprachverwirrung‘, wie Bachmann sie in ihrer Vorlesung konturiert, bereits eingangs als Metapher für eine andere Form der sprachlichen Trennung zu erkennen. Diese sprachliche Trennung versuche ich in den folgenden Überlegungen als eine ‚sekundäre Sprachverwirrung‘ zu fassen. Denn auch wenn sich das menschliche Begehren, die post-babylonische Vielsprachigkeit wieder aufzulösen, in der Kulturgeschichte vielfach artikuliert hat (vgl. Eco 1995; Radaelli 2011: 15), gehe ich nicht davon aus, dass Bachmann mit der ‚hindernisvollen Herausführung‘ auf eine Vereinheitlichung von Sprache abzielt. Es scheint eine andere Form der Sprachverwirrung zu sein, auf die sie in ihrer Vorlesung über Literatur anhand des Babel-Motivs hinweisen wollte. Von dieser Grundannahme geht der folgende Beitrag aus und versucht zu erörtern, inwiefern dem babylonischen Mythologem die Kritik einer kategorialen Sprachordnung inhärent ist, welche spezifischen sprach- und gesellschaftskritischen Potentiale Bachmanns Vorlesungspassage aufweist und wie diese Potentiale von der Schriftstellerin auch literarisch figuriert werden.

Für die Annäherung dieser Fragen ist vorab der mytho-historische Kontext der babylonischen Motivik in den Blick zu nehmen: das Alte Testament der Bibel. Denn auf dessen Folie gewinnen die Zusammenhänge von sozialer und sprachlicher Ordnung für Bachmanns poetologische und literarische Aufnahmen der ‚Sprachverwirrung‘ unmittelbar an Sichtbarkeit. Im elften Kapitel der Genesis (Gen 11,1–9) wird geschildert, wie die Menschen – als einsprachiges Geschlecht – sich in der Ebene Schinar niederlassen und beginnen, einen himmelhohen Turm zu bauen, um sich ihrer selbst zu versichern: um sich einen Namen zu machen und nicht zerstreut zu werden über die Erde. Der Realisation dieses Strebens gebietet Gott Einhalt, indem er niederfährt und ihre Sprache verwirrt, sie einander nicht mehr verstehen lässt. Er unterbindet, je nach Auslegung, die Einsprachigkeit oder auch die Einigkeit der Menschen. In jedem Fall ist, wie Norbert Baumgart kommentiert, dem „Sprachvollzug, bei dem man sich widerspruchslos versteht“ (Baumgart 2006), ein unwiederbringliches Ende bereitet. Jacques Derrida merkt an, dass in dieser biblischen Erzählung nicht nur die irreduzible Vervielfältigung der Sprachen zur Anschauung kommt, sondern „auch ein Unvollendetes […], die Unmöglichkeit des Vollendens, des Totalisierens, des Sättigens, die

Unmöglichkeit, etwas zu Ende zu bringen, etwas zu vollbringen, was sich dem Bereich des Aufbauens zuordnen ließe“ (Derrida 1997: 119). Aus dieser Perspektive wird der Turmbau zu einer Parabel, in der durch die Verwirrung der Sprachen also einer Totalisierung vorgebeugt wird. Einander nicht zu verstehen, soll die Menschen aus Babylon davon abhalten, ihre Macht ins Extreme auszuweiten. Sie sollen wieder demütig werden. Dem Bibeltext nach geraten diese Menschen in der Folge allerdings in Streit und auseinander – die Effekte der Sprachverwirrung betreffen im Mythos auch die Struktur des sozialen Gefüges. Aus kulturgeschichtlicher Perspektive auf diese Mythogenese macht Radaelli mit Wilhelm Köller darauf aufmerksam, dass „der sprachliche Verwirrungsprozess schon immanent in zivilisatorischen Differenzierungsprozessen angelegt ist“ (Köller 2006: 93; vgl. Radaelli 2011: 13). Die biblische Babel-Erzählung kann somit auch als „mythische Darstellungsweise eines fundamentalen anthropologischen und sozialen Strukturproblems“ aufgefasst werden (Köller 2006: 98; vgl. Radaelli 2011: 13). Das mythologische Narrativ wäre aus dieser Perspektive selbst Effekt einer sozialen Struktur – ein literarisiertes Symptom gesellschaftlicher Differenzierung, die auf Über- und Unterordnung innerhalb und zwischen Gesellschaften basiert.

Die nun folgende detaillierte Analyse von Bachmanns Vorlesungspassage vertieft die Frage, inwiefern derartige sprachlich stabilisierte Hierarchisierungsprozesse mit wiederum sprachlichen Mitteln kritisch reflektiert und geöffnet werden können. Dabei geraten, wie bereits aufgeworfen, sprach- und gesellschaftskritische Potentiale gleichermaßen in den Blick. Dass kulturgeschichtliche, soziale, ethische und sprachtheoretische Fragen in den Arbeiten der Schriftstellerin aufs engste miteinander verwoben sind, zeigt auch der anschließende Rekurs auf zwei thematisch angrenzende Texte: das Gedicht *Von einem Land, einem Fluß und den Seen* (1954) und die Erzählung *Alles* (1961). Allen besprochenen Texten gemeinsam ist die kritische Verhandlung einer kategorialen Sprachordnung, die sekundäre Verwirrung und Trennung gerade dort stiftet, wo die Wirklichkeit mittels systematisierter Begrifflichkeiten gebändigt scheint. Aus ebendieser Scheinordnung entwirft Bachmann in ihrer Vorlesung einen konstitutiv unüberschaubaren Ausweg.

2. Versuch einer ‚hindernisvollen Herausführung‘ aus Bachmanns Poetikvorlesungen

Für das Wintersemester 1959/60 wird Bachmann als erste Dozentin für Poetik an die Universität Frankfurt berufen, und zwar unter dem Auftragstitel „Fragen zeitgenössischer Dichtung“ (Bachmann 2005c: 254). Doch schon bevor sie klassischerweise zu dozieren beginnt, stellt die Schriftstellerin das Format des Fragens und der häufig schon eingeschlossenen Antworten selbst infrage, was unter anderem in ambivalenten bis ablehnenden Reaktionen durch Publikum und Presse resultiert.[4] Bachmann präsentiert gängige Frageformen und Paradigmen des Diskurses um Literatur, wie etwa „Ist der psychologische Roman tot?“ oder „Muss die neue Dichtung so dunkel sein?“ (Bachmann 2005c: 254). Sie referiert einen diskursiv beklagten „Verlust der Mitte“ in der Literatur – etwa mit Blick auf das Irrationale, Absurde, Destruktive, das mal verschrien, mal gefeiert werde (256), oder mit Blick auf die vieldiskutierte Alternative von Engagierter Literatur oder der Kunst um ihrer selbst willen (dem *l’art pour l’art*). Sie fragt ihre Zuhörer*innen, ob sie sich ihrerseits nun etwa fragten, „von welcher Stelle aus man Sie an dem Schauspiel des Kampfs teilzunehmen zwingen wird, oder ob Sie gar mit einer neutralen, objektiven Betrachtung hingehalten werden möchten“ (257). Und dann, indem sie die geschlossene Logik einer ausschließenden Disjunktion auf „ein Drittes“ hin öffnet, ruft sie dazu auf, ihr in Richtung eines weder-Entweder-noch-Oder zu folgen: „Aber lassen Sie uns die Parteiischkeit wie die Neutralität verwerfen und ein Drittes versuchen: eine hindernisvolle Herausführung aus der babylonischen Sprachverwirrung“ (257).

Prägnant, aber seinerseits voraussetzungsreich merkt Dirk Göttsche zu dieser Passage an, dass sich Bachmanns „Sondierung von Fragen und Scheinfragen mit dem Ziel einer ‚hindernisvollen Herausführung aus der babylonischen Sprachverwirrung‘ […] in Analogie zu Wittgensteins sprachkritischer Neubegründung der Philosophie lesen“ lasse (Göttsche 1988: 156). Worauf Göttsche hier anspielt, ist Ludwig Wittgensteins im *Tractatus logico-philosophicus* (1922) hergeleitete Auffassung, die Philosophie könne keine ‚sinnvollen‘ Aussagen über die Wirklichkeit treffen,[5] sondern allein dem „Klarwerden von Sätzen“

[4] Einen Überblick über die vielfach artikulierte „Unzufriedenheit, Unverständnis, Empörung und schließlich unverhohlene Häme“ gibt Irmela von der Lühe (1989: 590).

[5] ‚Sinnvolle‘ Sätze sind für Wittgenstein jene, die ein mögliches Bild der Wirklichkeit zeichnen, dessen Wahr- oder Falschheit an der Wirklichkeit zu prüfen ist. Demgegenüber ist der Wahrheitsgehalt ‚unsinniger‘ Sätze nicht prüfbar, da sie kein solches potenzielles Abbild der Wirklichkeit zeichnen, sich nicht auf abbildbare Tatsachen der Welt beziehen. Der Gehalt ‚sinnloser‘ Sätze – wie der Tautologie und der Kontradiktion – ist schließlich an

(Wittgenstein 1963: Satz 4.112) dienen. Soll nun analog dazu, wie Göttsche es darstellt, mit Bachmann die Literatur ausschließlich an der Kritik von Sprache ausgerichtet sein? Oder, schärfer und programmatischer, kann allein die Literatur der Kritik von Sprache gerecht werden? Gegen diese Interpretationen spricht, dass Bachmann an betreffender Stelle nicht direkt von Literatur spricht, sondern vom hypothetischen Standpunkt literatur*theoretischer* Fragen und im Rahmen einer poetologischen Vorlesung. Dass allerdings Literaturtheorie und Poetologie dem ‚Klarwerden‘ der Literatur dienen könnten, ist mit Bachmann ebenfalls schwer vorstellbar, will sie sich in ihrer Vorlesung doch gerade von der Deutungsmacht objektivierender Ordnungen distanzieren. Göttsches Kommentar ist insofern also unscharf, regt aber dazu an, die Losung der „hindernisvolle[n] Herausführung aus der babylonischen Sprachverwirrung“ genauer zu betrachten.

Wie geschildert, entzieht sich Bachmann in der betreffenden Passage dem angenommenen Begehren ihres Publikums, klare Urteile über die zeitgenössische Dichtung zu liefern oder aber mit Neutralität aufzuwarten. Dies entspricht ihrem einleitend artikulierten Vorhaben, „nichts [zu] lehren“, sondern ein „Mitdenken“ zu erwecken (Bachmann 2005c: 254). Damit figuriert sie sich implizit als Vordenkerin oder Herausführende, reproduziert also eine gewisse hierarchische Ordnung. Doch zugleich lässt sich analog zum biblischen Mythos beobachten, dass ihre Absage an die konventionelle Alternative hierarchischen und totalisierenden Tendenzen gerade entgegenzuwirken sucht, insofern Parteinahme wie auch Neutralität totalitäre Wirkungen haben können. Denn eine parteiische Haltung implizierte strategisch die vollkommene Solidarisierung; eine neutrale Haltung setzte die Möglichkeit vollumfänglichen Zurücktretens des Individuums hinter dem Standpunkt totaler Objektivität voraus. Den damit verbundenen Hierarchisierungen will Bachmann nun durch den Entwurf eines ‚Dritten‘ entgehen, der jedoch seinerseits erklärungsbedürftig ist. So scheint ihre anti-totalisierende Geste mit der potentiellen Mystifizierung ihrer Person und wiederum analog zur göttlichen Strafe mit einer Verwirrung zusammenzuhängen. Und doch besteht ihre Losung ganz im Gegenteil gerade in der angekündigten Auflösung einer Sprachverwirrung – die ‚Herausführung‘ wird weder als Strafe noch erneute Hybris profiliert, scheint keine Einheit im prä-babylonischen Sinne hervorbringen zu wollen. Sondern sie zielt, wie ich folgend näher

ihnen selbst prüfbar, insofern sie sich nur auf ihre eigene logische Form beziehen. Letztere kennzeichnen die Philosophie, die demnach mit Wittgenstein nicht zur Beschreibung der Wirklichkeit, sondern nur einer Kritik von Sprache dienen kann (Wittgenstein 1963: Sätze 2.221f., 4.1272, 4.46f.).

erörterten werde, auf die Kritik einer anderen Form der Verwirrung: die Kritik einer fraglosen Übernahme der kategorialen Sprachordnung.

Der erste Teil ihres Aufrufs („Aber […] versuchen“) ließe sich wie folgt übersetzen: Es geht darum, sich zur Literatur weder zu bekennen noch nicht zu bekennen, darum, die sogenannte ‚Literatur von heute‘ weder (a) zu verdammen oder zu bejubeln noch (b) sie nüchtern zu beschreiben und sich hinter dieser Beschreibung als urteilendes Subjekt zu verbergen. Bachmann erteilt den dichotomen Kategorien der Beurteilung eine grundsätzliche Absage und appelliert zugleich an eine andere Form verantwortlicher Involvierung. Wenn es dabei, wie Göttsche vorschlägt, tatsächlich um eine ‚sprachkritische Neubegründung‘ der Literatur geht, dann gilt diese Absage nicht nur – wie im engeren Vorlesungskontext – der Beurteilung literarische Texte. Sondern sie zielt auf eine übergeordnete Sprachkritik, der eine gesellschaftliche Dimension inne ist. Diese Kritik könnte in etwa lauten: Überall, wo Sprache in starren Kategorien organisiert ist und wo klare Zuordnung und Beurteilung gefordert beziehungsweise möglich wird, bildet sich eine Art unsichtbarer Verwirrung, die als Ent-wirrung daherkommt, weil sie die Welt über hierarchische Begriffe scheinbar kontrollier- und verstehbarer macht. Entlang dieser Kritik wird deutlich, inwiefern die suggerierte Entwirrung die post-babylonische Entzweiung der Menschen (die mythengeschichtlich *primäre* Sprachverwirrung) tatsächlich noch vorantreibt. Denn sie essenzialisiert Trennungen über Sprache und macht Unsicherheiten und Zwischenräume unsichtbar. Die besagte Ebene suggerierter Entwirrung nenne ich in diesem Beitrag versuchsweise eine ‚*sekundäre* Sprachverwirrung‘. Denn die widerspruchsfreie Verständigung, die ‚in Babel‘ abhandengekommen ist, wird durch die kategorisierende Sprachordnung nur scheinbar wieder erzeugt. Im Übrigen betrifft die vermeintliche Entwirrung qua hierarchischer Ordnung neben der sprachlichen auch die soziale Struktur, was die ethische Relevanz dieser sprachtheoretischen Perspektive hervorkehrt: Auch überall dort, wo zum Beispiel kulturelle, rassifizierende oder klassenbezogene Differenzen kategorisch ausgewiesen werden, verschwinden Zwischenräume als ‚dazwischenliegende‘ Seinsweisen und werden Unterschiede hierarchisch manifestiert.[6] Damit werden all jene zwischenräumlichen

[6] Auf dieser Problemfolie wird deutlich, inwiefern das Bild des ‚Zwischenraums‘ aus postkolonialer Perspektive ein besonderes emanzipatives und kritisches Potential birgt. So schreibt etwa Homi K. Bhaba (2000: 5), der „zwischenräumliche Übergang fester Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie gibt.“ Im Interview mit ihm wird dieser Zwischenraum auch als *third space* benannt (Rutherford 1990: 210), was u.a. Bachmanns Entwurf

Erfahrungen nahezu unaussprechlich, die sich in den tradierten Bedeutungsmustern nicht wiederfinden.[7] Der Ebene sekundär verunmöglichter Verständigung – den Scheineffekten der sprachlichen Ordnung – ließen sich auch die „Phrasen“ und „Aktualitäten einer Zeit“ zuordnen, von denen Bachmann sich in derselben Vorlesung und noch in ihrer späteren Rede zur Verleihung des Anton-Wildgans-Preises (1972) distanziert (Bachmann 2005c: 256; Bachmann 2005f: 490). So könnte die Alternative von ‚Parteiischkeit‘ und ‚Neutralität‘ als eine phrasen-artige Haltung (das heißt als performative Phrasen) verstanden werden, die genau wie die Verwendung von Phrasen nur vermeintliche Klarheit stiftet. Tatsächlich aber hindert sie analog – Joachim Eberhardt merkt es zu den Phrasen an – „an der Auseinandersetzung mit bestimmten Inhalten“ (Eberhardt 2002: 426), beeinträchtigt also die Urteilsfähigkeit und die Möglichkeit zur Verständigung: stiftet unbemerkt neue Verwirrung.

Die „hindernisvolle Herausführung“ im zweiten Teil des Zitats bezöge sich somit nicht auf die verschiedenen Sprachen, sondern auf diese sekundäre Verwirrung, die gerade aus jenen Ordnungen von Literatur hervorgeht, die anhand von Sprache erst hervortreten. Denn nur indem antagonistische Attribute (wie irrational-rational oder logisch-alogisch) vergeben werden, ergibt sich die Möglichkeit und vermeintliche Notwendigkeit einer parteiischen oder neutralen Haltung: Die sprachliche Differenzierung – dass die Sprache in Kategorien organisiert ist – suggeriert das Vorhandensein wesentlicher Unterschiede in der Wirklichkeit. Und erst die Setzung dieser Unterschiede macht möglich und scheinbar erforderlich, sich zu ihnen zu positionieren oder zu enthalten, insofern diese subtil-gewaltvollen Ordnungen der Sprache wiederum nur mit sprachlichen Mitteln kritisch befragt werden können – schließlich gibt es kein totales ‚Heraus‘ aus der Sprache.[8] Die Herausführung, die Bachmann entwirft, muss also genuin ‚hindernisvoll‘ sein, kann kein stringentes, geradliniges Vorwärtsgehen

eines ‚Dritten‘ anklingen lässt und in anschließenden Arbeiten dazu einlädt, die ‚hindernisvolle Herausführung‘ auch mit postkolonialen und übersetzungstheoretischen Diskursen in Kontakt zu setzen, wie etwa Doris Bachmann-Medick (2006: 184–237, 238–283) sie vorstellt.

[7] Auf das ‚Zudecken von Erfahrung durch Bedeutung‘ weist auch Theodor W. Adorno in *Aufzeichnungen zu Kafka* (1953) hin und spricht dabei explizit von einer „zweite[n] babylonische[n] Verwirrung“ (Adorno 1997: 259). Diese Verwirrung kennzeichne die aktuelle Verfasstheit einer Sprache, „die denen im Munde quillt, die sie sprechen“ (259), die Erfahrungen durch Bedeuten zudecke und der Kafka durch die literarische Inszenierung von Gesten etwas diametral entgegensetze. Diese von Adorno indizierte ‚zweite Verwirrung‘ wird an anderer Stelle mit der im vorliegenden Beitrag vorgeschlagenen ‚sekundären Sprachverwirrung‘ bei Bachmann in Kontakt zu setzen sein – genauso wie Kafkas Inszenierung von Gesten mit Bachmanns literarischen Verhandlungen des Babel-Motivs und angrenzender Sprachtheoreme.

[8] Dieser sprachtheoretische Gemeinplatz wird mitunter auch positiv umgedeutet, etwa von Rainer Wimmer (2009), der Sprachkritik als selbstverständliche Facette sprachlicher Existenz stark macht.

bedeuten, das das Ziel, den Horizont schon vor Augen hätte, also in der Gegenwart die Zukunft schon fixierte und damit direkt wieder schlösse. Zudem kann sie, wenn Bachmann das eigens proklamierte ‚Mitdenken‘ ernst nimmt und selbst nicht als vordenkende ‚Erlöserin‘ auftreten will, aus keinem hierarchischen Verhältnis von aktiv Führenden und passiv Folgenden hervorgehen. Diese Herausführung, der nicht anzusehen ist, wohin sie führt, und die sich der ordnenden Kontrolle damit ‚tatsächlich‘ entzieht, ließe nur dann etwas Anderes – „ein Drittes“ – möglich werden, wenn sie keine neuen Hierarchien bildet und keinen definierten Inhalt, dafür aber eine klare Gerichtetheit ins Offene aufweist.

Folgt man einer in anderem Zusammenhang vorgenommenen Einschätzung Agneses, teilt die ‚hindernisvolle Herausführung‘ diesen Status eines ‚Dritten‘ mit Bachmanns „Reflexion über die Verbindungen von Verbrechen und Gewalt mit der Zivilisation“ (Agnese 1996: 41). Diese Reflexion widerspreche sowohl einem affirmativem Zivilisationsdenken als auch „antizivilisatorischen Konzeptionen, die das raffinierte Verbrechen von Heute im Namen der ‚schaurigen Poesie‘ des Verbrechens von Gestern angreifen“ (41). Bachmanns Motivation im Schreiben sei damit „auf das Schaffen eines Dritten gegen die Dichotomie von Ratioïdes und Nicht-Ratioïdes, von Positivismus und Irrationalismus“ ausgerichtet (41). Setzt man dies mit der eingangs angeführten Perspektive des babylonischen Ereignisses als narrativem Effekt der zivilisatorischen Ordnung (Köller) in Verbindung, wird deutlich, dass die ‚Herausführung‘ aus einer bestimmten Ordnung mit Bachmann nicht einfach deren Abschaffung oder Inversion bedeuten kann. Das ‚Dritte‘, das im gängigen Denken in Alternativen nicht vorgesehen ist, kann nicht vorab bestimmt werden, ohne dadurch selbst Teil der Ordnung zu werden. Es zielt damit explizit nicht auf die Überwindung des Zivilisatorischen, sondern auf eine Erweiterung einer rigiden Logizität.

Zusammengenommen wäre die „hindernisvolle Herausführung aus der babylonischen Sprachverwirrung“ mit Bachmann also ein Aufruf zum Widerstand gegen die trennende Sprachordnung, die die Dimension sozialer Ordnungsstrukturen impliziert und damit auch ethische Fragen nach der sprachlichen Hierarchisierung zwischenmenschlicher Verhältnisse berührt. Dieser Widerstand müsste dabei der konstitutiven Unüberschaubarkeit seines eigenen Ausgangs standhalten. Diese Lesart der Vorlesungspassage wird im Folgenden angereichert durch zwei thematisch angrenzende Texte. In diesen macht Bachmann das Babel-Motiv in den Jahren um die Frankfurter Vorlesungen herum auch künstlerisch produktiv – mit den Mitteln

jener Literatur also, die Göttsche zufolge mit Bachmann vorzüglich der Kritik von Sprache dient. In der etwa zeitgleich zu den Vorlesungen finalisierten Erzählung *Alles* (1961) gehen die eschatologischen Hoffnungen des Protagonisten auf eine alternative Sprachordnung an der Geschlossenheit ihres Entwurfs zugrunde und werfen damit vor allem ethische Fragen nach einem verantwortlichen widerständigen Umgang mit der gegebenen Ordnung auf. Doch zunächst rückt mit dem Gedichtzyklus *Von einem Land, einem Fluß und den Seen* (1956) eine utopische Vision der Verständigung in den Blick. Der Zyklus sensibilisiert für die Arbitrarität sprachlicher Zeichen, deren kategoriale Ordnung zu einer Trennung zwischen den Sprechenden führt, sofern sie nicht wahrgenommen und ihrerseits besprochen wird. So verhandelt Bachmann die konstitutiv uneigentliche Funktionsweise der Sprache auf primärer Ebene und lotet zugleich im poetischen Text Möglichkeiten dafür aus, sich einer sekundären Trennung durch die Essentialisierung sprachlicher Ordnungen nicht fraglos und vereinzelt zu überlassen. Dabei gewinnt Vielsprachigkeit als ein Phänomen Kontur, das zwischenmenschlicher Verständigung keineswegs zuwiderlaufen muss.

2.1. „Trennung fühlen“ – *Von einem Land, einem Fluß und den Seen*

Der Gedichtzyklus stammt aus Bachmanns zweitem Gedichtband, der *Anrufung des Großen Bären* (1956). Auch wenn in diesem Band die markanten zeitkritischen Appelle fehlen,[9] die *Die gestundete Zeit* (1953) prägen, zeichnen sich seine Gedichte durch die Verhandlungen sprachlicher Widerständigkeit und einer ins Ich verlagerten Geschichte aus (Schmaus 2020: 86; vgl. Bachmann 2005d: 299). Exemplarisch dafür kann der hier behandelte Zyklus gelten, der Marion Schmaus zufolge „eine erd-, mythen-, sprach- und literaturgeschichtlich vertikale Bewegung im Modus der Erinnerung“ bildet (Schmaus 2020: 84). Dieser Erinnerungsmodus wird neben der inhaltlichen auch in seiner formalen Gestalt sichtbar: Die vielfach gereimten, jambisch fünfhebigen Vierzeiler variieren, so Luigi Reitani, eine der „häufigste[n] Strophenform in der Lyrik des 20. Jahrhunderts“ (Reitani 2022: 173; vgl. Schmaus 2020: 88). Der in der Rezeption des Bandes mitunter formulierten Kritik der ahistorischen

[9] Dieser Umstand hat in der Literaturkritik aufgrund seiner „Hinwendung zum ‚zeitlos Hölderlinschen‘, zum ‚Urbildlich-Wahren‘ und zur ‚reinen Poesie‘“ (Schmaus 2020: 83) zunächst zu einer begeisterten Aufnahme des Bandes geführt, trug ihm in der Folge aber zugleich Vorwürfe der Ahistorizität ein, etwa von Rita Svandrlik (1984: 44ff.) und Anton Reininger (2002: 64). Jüngst hat Luigi Reitani (2022: 174) den ‚subjektiven mythischen Ort‘ des Gedichts mit der ‚objektiven‘ Dimension einer „kulturpolitischen Kritik“ vermittelt, dabei mit dem Begriffspaar subjektiv–objektiv allerdings eine meines Erachtens nicht notwendige binäre Opposition in den Gedichtkörper eingezogen.

Formschönheit[10] lässt sich mit dem genannten Zyklus also eine „Gedächtnisfunktion der Lyrik“ (Schmaus 2020: 88) entgegenhalten. Nicht zuletzt verhandelt *Von einem Land, einem Fluß und den Seen* die Erfahrung einer sprachlichen Trennung, die mythengeschichtlich entfaltet und auf Ebene sprachtheoretischer Reflexionen aufgehoben wird. Vielsprachigkeit wird dabei zu einem erdgeschichtlichen Phänomen, das Verständigung nicht entgegensteht, sondern für zwei verschiedene Dimensionen von Trennung sensibilisiert. Diese stehen in enger Verbindung zu den bereits dargelegten Dimensionen der ‚babylonischen Sprachverwirrung‘: eine primäre Trennung/Verwirrung, an der die Unmöglichkeit des Totalisierens von Bedeutung offenbar wird, und eine sekundäre Trennung/Verwirrung, die, indem sie die Unabdingbarkeit der ersten Trennung nicht anerkennt, die Scheineffekte der Sprachordnung übernimmt und festigt.

Der Zyklus begleitet eine nächtliche Fluchtbewegung sich wandelnder lyrischer Figuren und bildet eine Variation auf das Grimm’sche *Märchen, von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen* (Šlibar 2000: 200–204). Das fünfte von zehn Liedern öffnet mit dem Begriff der Grenze einen Raum, der Bachmanns Herkunftsregion aus dem eingangs zitierten Text *Biographisches* ähnelt: „Wer weiß, wann sie dem Land die Grenzen zogen“ (V. 1).[11] In diesem Raum werden die gegenseitigen Gaben von Gruß, Brot, Himmel und Erde (V. 10/11) dem lyrischen Ich zu Medien einer intentionalen Regeneration: „damit die Grenze heilt“ (V. 12). Die vierte Strophe dann hält eine Anspielung auf den Babel-Mythos bereit, die die Anerkennung einer mythengeschichtlich nachvollzogenen Trennung als ersten Schritt zur möglichen Verständigung akzentuiert. In den Strophen 4–7 (V. 13–28) heißt es:

4	Wenn sich in Babel auch die Welt verwirrte,	13
	man deine Zunge dehnte, meine bog –	14
	die Hauch- und Lippenlaute, die uns narren,	15
	sprach auch der Geist, der durch Judäa zog.	16
5	Seit uns die Namen in die Dinge wiegen,	17
	wir Zeichen geben, uns ein Zeichen kommt,	18
	ist Schnee nicht nur die weiße Fracht von oben,	19
	ist Schnee auch Stille, die uns überkommt.	20
6	Daß uns nichts trennt, muß jeder Trennung fühlen;	21
	in gleicher Luft spürt er den gleichen Schnitt.	22

[10] Etwa bei Sebastian Kiefer, der „zusammengefügte Aggregate“ bemängelt, „die in rauschenden Momenteffekten aufzugehen drohen“ (Kiefer 2004: 79f.; vgl. Schmaus 2020: 83f.).

[11] Für eine bessere Nachvollziehbarkeit wird das Gedicht nicht nach Seitenzahlen, sondern mit Versangaben zitiert.

Nur grüne Grenzen und der Lüfte Grenzen 23
vernarben unter jedem Nachtwindschritt. 24

7 Wir aber wollen über Grenzen sprechen, 25
und gehn auch Grenzen noch durch jedes Wort: 26
wir werden sie vor Heimweh überschreiten 27
und dann im Einklang stehn mit jedem Ort. 28
(Bachmann 2022: 24)

Welt, Körper und Sprache finden sich metonymisch ineinander verwoben, wenn die Verwirrung in Babel einerseits depersonal und global auf „die Welt“ (V. 13) bezogen, ihre Wirkung aber sogleich auf zwei einzelne und personifizierte Zungen (V. 14) übertragen wird.[12] Die zusätzliche begriffliche Verschränkung mit den Grenzen legt nahe, hier – wie Reitani es tut – abermals die Bedeutung von Wittgenstein für Bachmanns Reflexionen auf Sprache anzuführen.[13] Dabei die „herausragende Bedeutung der Sprachthematik in diesem Zyklus“ (Reitani 2022: 176) zu benennen, ohne auf das Motiv der Sprachverwirrung einzugehen, übersieht aber den spezifischen ‚mythen- und sprachgeschichtlichen Erinnerungsmodus‘ (Schmaus) dieser Reflexionen. Dieser Modus verschränkt die babylonische Vielsprachigkeit mit einer uneigentlichen Funktionsweise von Sprache – ihrer Zeichenhaftigkeit.

In der vierten Strophe wird ein scheinbarer Widerspruch eröffnet: Einerseits scheint die Welt seit der Vervielfachung der Sprachen durcheinandergeraten und die menschlichen Körper (die Zungen als Medien sprachlicher Verbindung) wurden in Mitleidenschaft gezogen. Doch wird andererseits durch die Analogisierung („sprach auch“, V. 16) mit dem biblischen Pfingstwunder (dem ‚Geist Judäas‘) nahegelegt, dass es ein- und dieselbe Sprache ist, die sowohl trennen als auch vereinen kann: Es sind dieselben „Hauch- und Lippenlaute“ (V. 15), die aus dem Babel des Alten Testaments hervorgegangen sind, im Pfingstwunder des Neuen Testaments unwillkürliche Verständigung bringen konnten und heute zwischenmenschliche Verwirrung stiften („narren“). In Anlehnung an eine theoretisch entfaltete Beobachtung Agneses lässt sich hier anschließen, dass es auch in Bachmanns lyrischen Sprachreflexionen

[12] Folgt man der Übersetzung der Lutherbibel, mit der Bachmann als Tochter eines protestantischen Volksschullehrers (vgl. Albrecht/Göttsche 2020: 3) von früh an vertraut gewesen sein wird, ist dieser lexikalische Konnex von Welt, Sprache und Zunge bereits im Text der Genesis gegeben: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache“ (Gen 11,1).

[13] Reitani bezieht sich hierzu auf Wittgensteins bekannten Satz des *Tractatus,* den auch Bachmann in ihrem Wittgenstein-Essay akzentuiert: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (Wittgenstein 1963: Satz 5.6, Herv. i. Orig.; vgl. Bachmann 2005b: 72; vgl. Reitani 2022: 175f.).

„nur *eine* Sprache“ gibt und „keine qualitativ unterschiedenen ‚Sprachstufen‘, sondern verschiedene Anwendungen, Gebräuche und *Miß*bräuche innerhalb einer einzigen Ordnung, in der es keine ‚Über-Ordnung‘ gibt“ (Agnese 1996: 34). Bachmanns kritische Betrachtung des Sprachgebrauchs richtete sich demnach an alle Sprachformen gleichermaßen; die Indikation ‚einer Sprache‘ zielte nicht auf Einsprachigkeit im Sinne einer prä-babylonischen oder globalisierten Einheitssprache, sondern auf eine hierarchisch nicht in sich unterteilte Dimension von Sprachlichkeit.[14] Was innerhalb dieser einen Sprachordnung, deren ‚primäre Verwirrung in Vielsprachigkeit‘ die Menschen nicht notwendig trennen muss, sekundär dennoch für Trennung sorgen kann, sind dem Gedicht folgend die ‚narrenden‘ Gebrauchsweisen der Sprache. Diese werden in den folgenden Strophen implizit näher bestimmt.

So legt die fünfte Strophe nahe, dass die trennenden Gebrauchsweisen auf einem Missverstehen der Bezeichnungsfunktion von Sprache fußen. Die babylonische Verwirrung der Sprache wird hier mit dem vorgängigen Mythologem der (verlorenen) ‚Adamitischen Sprache‘[15] überblendet: Die temporale Referenz „Seit“ (V. 17) lässt einerseits zu, die bedeutete Zeitspanne auf die vorangegangene Strophe zu beziehen, also mit der ‚babylonischen Sprachverwirrung‘ beginnen zu lassen. Andererseits bietet sie durch ihre folgende inhaltliche Bestimmung an, die Reflexion neu anzusetzen und den Zeitraum mit dem Einsetzen des nominierenden Sprachgebrauchs im zweiten Buch der Genesis (Gen 2, 19–20) zu initiieren. Dabei zeigt sich, dass die im Gedicht artikulierten Stimmen nicht mehr über jenen paradiesischen Sprachmodus verfügen, der Anne-Charlott Trepp nach „mit den Namen zugleich auch das Wesen, den Sinn der Dinge“ (Trepp 2019: 151) kennzeichnet. Zwar flößen ihnen „die Namen“ Vertrauen in die Existenz der Dinge ein und werden, über die Tätigkeit des ‚Wiegens‘ (V. 17) bestimmt, zu schützenden Agenten: Wie zur Beruhigung ‚ein Kinde in schwankender Bewegung in den Schlaf gewogen‘ wird (Grimm/Grimm o.D.), bringt die

[14] Dem nur scheinbar gegenüber steht Bachmanns Rede von der „schlechten Sprache, die wir vorfinden“ und mit der sich alle Schriftstellenden anzustrengen hätten, „auf diese eine Sprache hin, die noch nie regiert hat, die aber unsere Ahnung regiert und die wir nachahmen“ (Bachmann 2005e: 344f.). Denn entscheidend ist, dass diese in der fünften Poetik-Vorlesung entwickelte Vorstellung eines „Utopia der Sprache“ sich gerade nicht auf ein sprachliches Faktum bezieht, sondern ein „verzweiflungsvolle[s] Unterwegssein[.] zu dieser Sprache“ meint und eine „Richtung, die einschlagbar bleiben wird“ (347f.) – das heißt immer im Kommen bleibt.

[15] Die Bedeutung der ‚adamitischen Sprache‘ wurde intensiv verhandelt in der Sprachtheorie Walter Benjamins, was unter anderem Anlass für Jacques Derrida geboten hat, in seinem Aufsatz *Babylonische Türme* über Benjamins *Aufgabe des Übersetzers* vom Phänomen der schöpferischen Namensgebung auszugehen (vgl. Benjamin 1991a: 217; 1991b; Derrida 1997: 119–130).

Bewegung der Namen die Menschen mittelbar zu den Dingen. Doch ist das im Gedicht dargestellte Verhältnis von Sprache und Dingen längst „arbiträr“ (Trepp 2019: 166) geworden, wie sich an der diffundierenden Bezeichnung vom „Schnee“ (V. 19f.) zeigt: Die sprachliche Vermitteltheit von Welt impliziert, dass das Bezeichnete mit sich selbst nicht mehr identisch ist; das semantisch vielfältig aufgeladene Zeichen bedeutet immer und uneinholbar mehr als den einfachen Referenten. Seine Bedeutung vervielfältigt sich nicht nur, sondern disseminiert.[16] Im metaphorischen Bild der „weiße[n] Fracht von oben“ (V. 19), das im Gedicht die vorgeblich noch direkteste Bezeichnungsebene („nicht nur“) bildet, stellt Bachmann diese konstitutiv uneigentliche Funktionsweise der Sprache ‚seit dem Sündenfall‘ eindrücklich aus. Doch impliziert diese Funktionsweise – die eine Unabdingbarkeit der primären Trennung von Zeichen und Ding mitbringt – nicht zwingend eine nachfolgende (sekundäre) Trennung der Sprechenden.

Dies zeigen die sechste und siebte Strophe. Denn im durch das lyrische Ich artikulierten Wir[17] wird die Auflösung eines indirekt (durch die Beschreibung der Trennungsprozesse) erinnerten Einheitszustandes mit der Möglichkeit einer kommenden Aufhebung dieser Trennung in der geteilten Reflexion bzw. Empfindung vermittelt. So wird der ‚narrenden‘ Gebrauchsweise ein Ausweg dargeboten: Scheint die sprachliche Berührung des Anderen auf den ersten Blick unmöglich unter der Maßgabe, dass Trennung gleichsam die Bedingung von Verbindung bildet (V. 21), schärfen sich bei näherer Betrachtung zwei Dimensionen dieser Trennung: (a) die in der fünften Strophe direkt verhandelte primäre, zeichenhafte Trennung von der dinglichen Welt, und nun (b) – indirekt – eine sekundäre Trennung zwischen den Menschen, die diese primäre Dimension verschiedentlich reflektieren und darüber in Distanz zueinander geraten, sich aber potentiell auch über sie verständigen können.

Vor diesem Hintergrund bildet das fünfte Lied des Zyklus gerade nicht das Postulat einer „Grenzen*losig*keit“ (Šlibar 2000: 215, Herv. HR), wie Neva Šlibar es ausmacht. Sondern es stellt die Möglichkeit einer gemeinsamen Anerkennung der Grenzen (primäre Trennung) dar,

[16] Die Dissemination von Sinn (lat. *disseminare,* frz. *dissémination,* dt. Ausstreuung des Samens, Verbreitung) macht unabsehbar, wo und wie genau die ‚sprachliche Aussaat‘ ihre Wirkungen zeitigt, und grenzt sich dadurch von der Polysemie ab, derzufolge Sinn zwar vervielfältigt, aber prinzipiell auszubuchstabieren bleibt. Derrida verhandelt diesen ‚Begriff‘ insbesondere in seiner gleichnamigen Veröffentlichung *La Dissémination* (1972).

[17] Welcher spezifischen Spannung diese grammatische Vereinnahmung des Anderen unterliegt, kann an anderer Stelle ausführlicher diskutiert werden. Einen Ansatzpunkt bieten könnte Derridas Frage danach, ob dieser „dissymetrischen [sic!] Struktur“ (die den oder die Anderen „als abwesend oder tot oder jedenfalls als inkompetent oder zu spät gekommen, um sich dagegen zu verwahren, unterstellt“) nicht zugleich ein „Ursprung der Liebe, ein […] amouröses Performativ“ von „Vermessenheit“ inhärent ist (Derrida 1998: 21).

die in der Folge nicht verschwänden, sondern als ‚Narben‘ (V. 24) – als arbiträre Zeichen einer unhintergehbaren Verwundung – zurückblieben, sofern einer sekundären Trennung widerstanden wird. Eine solche sekundäre Trennung bestünde dem Gedicht nach in dem Verkennen dieser Zeichenhaftigkeit der Sprache, die jede eindeutige Identifizierung unterläuft, das heißt also in einer fraglosen Übernahme jener Scheineffekte der sprachlichen Ordnung, die auch Bachmanns Diktum der ‚hindernisvollen Herausführung‘ problematisiert. Übertragen auf die Poetik-Vorlesung kämen auch die abgelehnten Haltungen von ‚Parteiischkeit‘ oder ‚Neutralität‘ einer solchen Nicht-Verständigung über die Beschaffenheit der primären Trennung in der Sprache gleich: Nur unter der Bedingung, dass die sprachliche Differenzierung der Welt als ein System identifizierender Begriffe gedacht wird – dass die primäre Trennung verwischt wird –, können ‚wesentliche‘ Unterschiede in der Wirklichkeit angenommen und kann sich programmatisch zu ihnen positioniert werden. Wie am Gedicht rekonstruiert, ist dieser sekundären Trennung oder Sprachverwirrung durch eine naturalisierte Ordnung nur dann etwas entgegenzusetzen, wenn die verunsichtbarten Trennmechanismen dieser sprachlichen Ordnung nicht negiert, sondern gefühlt und besprochen werden. Ein solches Besprechen von Grenzen, die jedes einzelne Wort in sich vervielfältigen und von der Welt trennen, soll zum Ende des fünften Liedes zuletzt einen „Einklang“ (V. 28) ermöglichen. Dessen imaginierte Absolutheit („jedem Ort“) irritiert, sofern das hier einsetzende Futur als planbare, erlösende Zukunft verstanden wird. Doch dass diese Vorstellung im Zyklus keine ungebrochen eschatologische Form annimmt, zeigt sich spätestens an der Zäsur zum folgenden sechsten Lied: Mit einer unvermittelten Szene vom „Schlachttag“ (V. 29) bricht eine Gewalt in den Text ein, die sich explizit gegen Tiere richtet, zugleich aber historische Bezüge zu den Verbrechen des Nationalsozialismus aufweist.[18] Die Emphase des Vereinenden erfährt also ihrerseits eine markante Begrenzung. Dies verdeutlicht, dass eine intentionale Prophetie der Grenzüberschreitung fehlgehen muss, solange „Trennung fühlen“ (V. 21) die bleibende Bedingung von Verständigung bildet.

Ein noch drastischerer Versuch, die gegebene Sprachordnung zu überwinden, findet sich in *Alles,* der Geschichte eines ‚utopischen Erziehungsprojekts‘ (Svandrlik), das neben einer

[18] Šlibar macht diesbezüglich auf ein „Selbstzitat“ Bachmanns aufmerksam: In V. 25 des sechsten Liedes – „Augen gehen über. Jahre sinken.“ – spiegeln sich die V. 17/22 des Gedichts *Früher Mittag* – „Die Augen gehen dir über./ Die Augen täten dir sinken.“ – aus dem ersten Gedichtband *Die gestundete Zeit* (1953), in dem der Nationalsozialismus sehr deutlich thematisiert wird (Šlibar 2000: 201, Anm. 4).

umfassenden Sprachkritik auch deutlich die moralische Dimension von Bachmanns Sprachreflexionen tangiert. Ebenso wie der Gedichtzyklus problematisiert die Erzählung eine Sprachauffassung, in der die Arbitrarität der Zeichenhaftigkeit in sprachlichen Ordnungen verdeckt wird. Der Text exponiert eine im alltäglichen Sprachgebrauch verdeckte kategoriale Grundordnung der Sprache und wirft Fragen nach einer verantwortlichen Widerständigkeit gegen diese Ordnungsprinzipien auf. Die ‚sekundäre Sprachverwirrung‘ gibt sich dabei nachdrücklich als kategorial systematisierte Wirrnis zu erkennen.

2.2. Eine ‚darunter schwelende‘ Sprache – *Alles*

Ähnlich wie der besprochene Gedichtzyklus wurde die Erzählung *Alles* aus Bachmanns erstem Erzählband *Das dreißigste Jahr (*1961) mitunter für ihre ‚ästhetische Geschlossenheit‘ kritisiert, die sich unter anderem in ihren typologisierten Figuren zeige (vgl. Golisch 1997: 99). Und auch dieser Erzählung ist ein Erinnerungsmodus inne, der auf figurenbiographischer Ebene mytho- und literaturhistorische Züge trägt. Die Einschätzung dieses Modus changiert in der Forschung allerdings zwischen „(selbst-) kritische[r] Ordnung und Bewertung“ (Göttsche 1990: 105) und verständnis- wie erkenntnisloser Wiederholung des Vergangenen (vgl. Töller 1998: 81). *Alles* wurde zwar bereits als „säkularisiert[er]“ Babel-Mythos und Hybris eines selbstermächtigten „modernen Gott-Vater“ gelesen (von der Lühe 1995: 90; vgl. Töller 1998: 79), jedoch noch nicht mit Bachmanns Formel der ‚hindernisvollen Herausführung‘ in Kontakt gesetzt. Dabei hält die Erzählung ihrerseits eine Öffnung der Logik des Entweder-Oder bereit und kann durch ihre Exposition einer untergründig ‚schwelenden‘ Ordnung zum vertieften Verständnis der ‚sekundären Sprachverwirrung‘ beitragen.

Der Erzähltext ist vorrangig analeptisch organisiert; der Protagonist blickt aus der Ich-Perspektive auf die Lebensjahre seines Sohnes zurück, der, wie früh kenntlich wird, jung gestorben ist. Obwohl die Geschichte auf diesen Tod hinausläuft, ist ihr Hauptgegenstand aber die Rechenschaft, die sich der Vater bereits zu Lebzeiten des Kindes abgelegt hat. Er habe ihnen beiden „den Prozeß“ gemacht, heißt es im Rückblick: sich selbst wegen der Unfähigkeit, als Vater eine alternative Wirklichkeit zu gestalten, dem Sohn, weil er „eine höchste Erwartung zunichte machte“ (Bachmann 2020: 84). Denn der Vater hatte ersehnt, und er verteidigt diese Hoffnung bis in die erzählte Gegenwart (vgl. 85), „daß dieses Kind, weil es

ein Kind war […] die Welt erlöse“ (84). Die Konsequenzen dieser auf das Kind projizierten Erlösungsfantasien benennt Rita Svandrlik als ein „utopische[s] Erziehungsprojekt, das blind ist für die elementaren Bedürfnisse des Kindes“ (Svandrlik 2020: 300). Es geht um den „Versuch“ (im doppelten Sinne von Bemühung und Experiment) (Bachmann 2020: 79), den Sohn aus der Welt, die dem Vater „die schlechteste aller Welten“ (77) scheint, fernzuhalten und „ihn für ein anderes Leben frei[zu]machen“ (79). Zu diesem Zweck will der Protagonist dem Kind – das ihm in mythisch-genealogischer Wendung als „der erste Mensch“ (77) erscheint – das Erlernen der konventionellen Sprachgebräuche vorenthalten. Stattdessen will er es die Schatten-, Wasser-, Stein- und Blättersprache lehren (79). Denn er hatte erkannt,

> […] alles ist eine Frage der Sprache und nicht nur dieser einen deutschen Sprache, die mit anderen geschaffen wurde in Babel, um die Welt zu verwirren. Denn darunter schwelt noch eine Sprache, die reicht bis in die Gesten und Blicke, das Abwickeln der Gedanken und den Gang der Gefühle, und in ihr ist schon all unser Unglück. Alles war eine Frage, ob ich das Kind bewahren konnte vor unserer Sprache, bis es eine neue begründet hatte und eine neue Zeit einleiten konnte. (77f.)

Nicht nur die primäre Sprachverwirrung nach Babel scheint den Vater zu beunruhigen, sondern eine ‚darunterschwelende‘ andere Sprache. Göttsche wertet diese „Erkenntnis einer allen Einzelsprachen zugrunde liegende[n] erkenntnis-, wahrnehmungs-, und gefühlsdeterminierende[n] ‚Sprache‘-an-sich“ als einen „Schritt von der kultur- und gesellschaftskritischen zur absoluten Sprachskepsis“ (Göttsche 1988: 172f.). Dem folgend wäre aus Perspektive der Vaterfigur jegliche menschliche Grunddisposition derselben Kritik zu unterziehen wie die sprachliche Artikulation: Die Fähigkeit zur Abbildung der Wirklichkeit wird nicht nur an der Einzelsprache zweifelhaft, sondern auch, wie Frank Philipp formuliert, hinsichtlich der „Vorprogrammierung von Reflexionsmustern“ (Frank 2001: 67) jenseits des sprachlichen und rationalen Bewusstseins. Diese Haltung ‚absoluter Sprachskepsis‘ scheint für die Beschreibung des Vaters insofern geeignet, als dieser im Verlauf des Erzählten tatsächlich in emotionalen Rückzug und völliges Schweigen verfällt. Beide Zustände werden im Selbstgespräch mit dem überfordernden Eingeständnis begründet, die Auslieferung des Sohnes an die sprachlich erzeugte Wirklichkeit nicht verhindert zu haben.[19]

[19] So kommentiert der Vater die plötzlich einsetzenden Versuche der Mutter, in schützendem Impuls religiöse Rituale wie das Beten vor dem Einschlafen mit dem Kind zu begehen: „Wir lieferten ihn beide aus, jeder auf seine Weise“ (Bachmann 2020: 83).

Was auf Figurenebene in die Ohnmacht führt, geht auf reflexiv-sprachtheoretischer Ebene des Textes jedoch über diese skeptische Haltung hinaus. In diesem Sinne erkennt Sigrid Weigel gerade in Bachmanns „Ausweitung des traditionellen Sprachbegriffs […] einen Ausweg aus den Aporien der Sprachkritik, welche im wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis von Sprache und Welt zu erstarren drohte“ (Weigel 1989: 283f.). Denn wenn die Abbildbarkeit der Wirklichkeit nicht länger das vorrangige Erkenntnisinteresse bildet, lassen sich stattdessen Fragen nach der gemeinsamen Bedingtheit sprachlicher und nicht-sprachlicher Prägungen formulieren. Nicht dass, sondern wie Sprache und Gesten bezeichnen – binär und hierarchisch ordnend –, gerät wie schon im Gedichtzyklus auch in der Erzählung in den Blick: „Immer wieder teilt sich alles in oben und unten, gut und böse, hell und dunkel, in Zahl und Güte, Freund und Feind“ (Bachmann 2020: 82). Diese Begriffspaare illustrieren die Verwobenheit von gesellschaftlicher und sprachlicher Ordnung: Qua Sprache vorgenommene Zuschreibungen strukturieren das soziale Gefüge, dieses Gefüge wirkt sprachlich vermittelt zurück auf die Menschen. Entsprechend will der Vater den Sohn „nicht einweihen in Zwecke und Ziele, nicht in Gut und Böse, in das, was wirklich ist und was nur so scheint“ (77) und entwickelt einen zunehmenden Hass auf alles Menschliche, auf „diesen ganzen verfilzten, ausgeklügelten Wust, der sich Ordnung nennt“ (81). Dieser ‚organisierte Wust‘ bildet genau jene sekundäre Ebene der Sprachverwirrung ab, aus der Bachmann in ihrer Poetikvorlesung herausführen und aus der auch der Vater in *Alles* einen Ausweg finden will, indem er sein Kind von ihr fernzuhalten versucht.

Doch der unaufhaltsame Eintritt dieses Kindes in die Sprachordnung wird nicht nur durch Hanna, die Mutter, vorangetrieben, die den Sohn aus Perspektive des Vaters mit ihren „Zärtlichkeiten, Koketterien, Spielereien“ in die Falle der Sprachgemeinschaft lockt (78f.). Sondern es scheint sich mit wachsendem Alter auch eine dem Kind eingeborene destruktive und gewaltvolle Lust zu zeigen (80). In diesem Kind steckte, so der Vater rückblickend, „das Böse […] wie eine Eiterquelle“ (85). Auf dieses „Böse“ aufmerksam wird er bereits, als der Drei- oder Vierjährige einen Turm aus Bauklötzen baut; nachdem der Turm umfällt, gerät der Sohn in Wut und kündigt in kaum kindlicher Sprache an: „Das Haus anzünden werde ich euch. Alles kaputtmachen. Euch alle kaputtmachen.“ Auf Hannas Frage danach, „wer ihm solche Sachen sage“, antwortet er: „Niemand“ (85). Die letzte Chiffre kehrt später, nach dem Tod des Kindes, das bei einem Schulausflug von einem Felsen stürzt und an einer platzenden

Zyste stirbt, noch einmal wieder: „Niemand hatte Schuld. Niemand“ (91). Svandrlik liest die Bauklotz-Szene als eine der vielen „‚unterirdischen‘ Querverbindungen“, die in Bachmanns Erzählweise den Horizont der erzählenden Figur (das heißt hier des Vaters) übersteigen: „In einer unerwarteten Zuwendung des Vaters zum Kind[20] taucht eine Verbindung auf zwischen dessen Zerstörungswut und seinem eigenen radikalen utopischen Sprachverhinderungskonzept“ (Svandrlik 2020: 295). Bei genauerer Betrachtung dieser ‚Verbindung‘ zeigt sich eine paradoxale Ironie in dem Umstand, dass der Sohn gerade in seiner ‚bösartigen‘ Selbstveräußerung die Gestalt eines bestimmten Erlösers übernimmt, den der Vater glaubt, im eigenen Sinne gerade aufgeben zu müssen. Denn in einer analogisierbaren Passage des Lukas-Evangeliums lehnt auch der erwartete Messias die an ihn gestellten Heilserwartungen ab. Er sei „gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen“ (Lk 12,49), kündigt an, nicht „Frieden zu bringen auf Erden […], sondern Zwietracht“ (Lk 12,51) und prophezeit, es werde „der Vater gegen den Sohn sein und der Sohn gegen den Vater“ (Lk 12,53). Auf dieser Folie wird der Bauklotzturmfall in *Alles* zu einer doppelten Allegorie. Zum einen wird die vom Vater angestrebte Neubegründung des Menschengeschlechts, die als menschliche Allmachtsvorstellung die babylonische Hybris wiederholt, zum Einsturz gebracht. Zum anderen wird die Figur des Kindes eben doch als biblischer Messias konturiert, und zwar nicht nur, weil sie analog zur Jesusfigur früh stirbt. Sondern ebenso wie der Christus des Lukas-Evangeliums weist der Sohn eine unverantwortlich an ihn gerichtete Hoffnung auf Erlösung ab und kündigt sich als unheilbringend an.

In dieser Affirmation scheinbarer Gegensätze verkörpert der Sohn in *Alles* schließlich auch jenseits der Bibel-Analogie ein paradoxes Prinzip, das die gegebene Ordnung in der Tat – aber anders, als erhofft – überschreiten könnte. Einer solchen Überschreitung wäre tatsächlich ein unüberschaubarer Ausgang eigen, der ebenso an die ‚hindernisvolle Herausführung‘ denken lässt wie der Status des ‚Dritten‘. Denn dieser Status teilt die hiesige Logik des Sowohl-als-auch/Gut-und-Böse mit dem Weder-entweder-noch-oder der Vorlesung. In Verbindung mit der „Niemand“-Chiffre wird in *Alles* zudem der fehlende determinierbare Ursprung dieser widerständigen Logik inszeniert: Wer hier von wo (mit-)spricht und sich des einseitigen Begehrens erwehrt, wird nicht zu klären sein. Die leere Deixis der Chiffre, die in Homers *Odyssee* der Zyklop Polyphem nicht begreift, indem er von einer Identität von Name und

[20] Nach dem Bauklotzturmfall zeigt der Protagonist sich zunächst besorgt, „hob ihn auf die Knie, streichelte ihn, versprach ihm, den Turm wiederaufzubauen“ (Bachmann 2020: 85, Anm. HR).

Ding ausgeht, rettet im Epos Odysseus das Leben und nimmt dem Zyklopen mit dem Augenlicht das metaphorische Mittel der Erkenntnis.[21] Mit Blick auf den Gedichtzyklus unterstreicht dieser chiffrierte Textbezug, dass ein Sprachverständnis, das sich die Arbitrarität von Sprache nicht bewusst macht, jeder Möglichkeit kommenden Verständnisses entgegensteht. In *Alles* wiederum wird dem Vater durch die Artikulation eines ganz Anderen in der Stimme des Kindes, die das Begehren nach logischer Vereindeutigung unterläuft, noch eine Möglichkeit zur Einsicht in die Vermessenheit seiner Hoffnungen auf Erlösung geboten. Doch statt dies zu erkennen, gewinnt der Protagonist Kontrolle über das Geschehen, indem er retrospektiv eine jener Kategorisierungen (‚des Bösen‘) vornimmt, die er mit Blick auf die hierarchisierende Ordnung der Welt eigens angeklagt hatte. Die Bauklotz-Szene stellt damit kondensiert aus, was sich seit Geburt des Kindes anbahnt und in der Retrospektive verfestigt: Die Projektionen führen selbst in die Falle der gegebenen Sprachlogik. Denn sie fixieren einen Zielzustand vorab (‚den neuen Menschen/die neue Sprache‘), setzen das Andere der Ordnung ihrerseits an einen festen Platz, beherrschen es gedanklich und machen es (wenn auch als Antithese) zu einem Teil desselben Ordnungsdenkens.

Zusammengenommen ist es, wie bereits am Gedichtzyklus verdeutlicht, nicht die primäre Zeichenhaftigkeit, Arbitrarität oder Divergenz von Sprache(n), die Bachmann in *Alles* auf Ebene des Erzählten und aus Perspektive des Protagonisten problematisiert. Sondern im kritischen Fokus liegt eine sekundäre Dimension der Trennung beziehungsweise Verwirrung: die Übernahme einer im analytischen Sprachgebrauch vorangetriebenen „Herstellung von Bedeutung und Einigkeit“ (von der Lühe 1995: 91) – einer Ordnung. Diese zementiert, wie Irmela von der Lühe kommentiert, auch anhand der Definitionsmacht von Gesten und nicht-sprachlichem Verhalten einen „‚Teufelskreis‘ aus Benennung, Deutung und Zerstörung“ (93). Diesem Kreislauf und damit – wie der Gott der Genesis angesichts des babylonischen Turmbaus – einer Totalisierung sucht der Vater in *Alles* vorzubeugen, fällt in seiner projektiven Logik jedoch derselben Ordnung anheim: Er unterliegt einer indirekten Facette des Drangs zur unmöglichen Vollendung (Derrida), indem er die Bedingungen für eine Neugründung von Sprache und Zeit durch das Kind zum totalen Fluchtpunkt seines Handelns macht. So, wie die Zäsur nach dem fünften Lied des Gedichtzyklus die Unhaltbarkeit

[21] Auch Svandrlik (2020: 296) macht auf die intertextuellen Verbindungen zur Polyphem-Erzählung von Homers *Odyssee* (9, 316–414) aufmerksam und weist zudem auf den *Ausflug ins Gebirge* Franz Kafkas hin, der sich wie ein „Kommentar“ zu Bachmanns Wiederaufnahme lese.

utopischer Projektionen ausstellte, werden auf reflexiver Ebene der Erzählung damit zuletzt die Konsequenzen eschatologischer Hoffnungen auf eine Transzendenz der Ordnung vor Augen geführt, die in ihrer totalisierenden Egozentrik letztlich unverantwortlich machen. Denn ethisch relevante Fragen, die sich entlang einer Sprachkritik formulieren ließen – Wodurch versehrt die Sprache? Wie sprechen ohne Gewalt? –, können mittels intentional geschaffener ‚neuer‘ Menschen oder Sprache nicht beantwortet werden. Mit Rückgriff auf Bachmanns Antrittsvorlesung ließe sich anschließen, dass jener ‚schwelenden‘ Sprachlogik, die unterhalb der post-babylonischen Vielsprachigkeit eine gewaltvolle Ordnung erzeugt, nur eigenverantwortlich widerstanden werden könnte. Dieses Versuchen bräuchte jedoch einen offenen Ausgang, um sich nicht vorab zu annullieren. Die ‚hindernisvolle Herausführung‘ wird auf der Schablone der Erzählung als Formel für einen solchen Versuch lesbar: sich der gegebenen Ordnung weder (parteiisch oder neutral) zu unterwerfen, noch, wie in *Alles*, ein anderes Leben zum Objekt unverantwortlicher Erlösungsbegehren zu machen.

3. ‚Sekundäre Sprachverwirrung‘ und weitgefasste Mehrsprachigkeit

Die vorliegende Lektüre von Bachmanns Erzählung *Alles* hat gezeigt, inwiefern externalisierte Erlösungsfantasien ihrerseits im System hierarchischer Ordnung gefangen bleiben, wiewohl dieses als gewaltvoll erkannt wird. Die indizierte ‚darunter schwelende‘ Sprache und ihre Hierarchisierungen tragen dabei die Züge jener zivilisatorischen Ordnung, die aus der eingangs dargelegten kulturgeschichtlichen Perspektive auf den babylonischen Mythos überhaupt Anlass für die Mythenbildung der Sprachverwirrung gegeben haben könnte. So wird die biblische Babel-Erzählung in Bachmanns Wiederaufnahme transparent hin auf das, was als gesellschaftsgeschichtliche Grundlage der babylonischen Mythenbildung aufgefasst werden kann: die hierarchische soziale Differenzierung. Was von mir in Bachmanns Texten als ‚sekundäre Sprachverwirrung‘ konturiert wurde, könnte aus dieser Perspektive auch als grundlegend und sofern als ‚primär‘ bezeichnet werden. So wiese Bachmann mit literarischen Mitteln auf die Folgen der fraglosen Übernahme jener hierarchisierenden Ordnung hin, die zugleich vor und nach der mythologischen Sprachverwirrung zu liegen scheint. Im Gedichtzyklus *Von einem Land, einem Fluß und den Seen* wird diese primäre Trennung mythengeschichtlich sowohl mit Babel als auch mit der verlorenen paradiesischen Sprachauffassung einer Entsprechung von Name und Ding

assoziiert. Dabei kommt im gemeinsamen Anerkennen sprachlicher Trennungen die gegenwärtige Möglichkeit einer Vereinigung zum Vorschein, die unumgänglicher Verwirrung offen begegnet.

Vor diesem Horizont wird der Entwurf einer ‚hindernisvollen Herausführung‘ in der Vorlesung noch einmal als emphatische Formel dafür lesbar, dem Nicht-Verstehen entgegenzuwirken, ohne Vielsprachigkeit abzuschaffen. Um den Scheineffekten sprachlicher Differenzierungs- und Ordnungsbegehren zu widerstehen, müssen Unsicherheiten und Zwischenräume der Bedeutung ausgehalten werden, die der uneigentlichen Funktionsweise von Sprache konstitutiv eingeschrieben sind. Damit zeigt sich Vielsprachigkeit nachdrücklich als ein Phänomen, das über das Konzept von Fremdsprachen im engeren Sinne hinausgeht. Die geläufige Vorstellung von Mehrsprachigkeit als einer Verflechtungsstruktur von ‚Fremdsprachen‘ lässt sich so erweitern: bis hin zu einem Geflecht aller Wesen, die sprachlich agieren, aller auch nicht-sprachlichen Ausdrucksformen und auch intrasubjektiven Ebenen der (Selbst)Verständigung. Wie in der biblischen Erzählung jedenfalls angelegt und in Bachmanns Texten variiert, zerfällt die in früherer Einheit gedachte Sprache in so viele Sprachen, wie es Menschen gibt. Und was bleibt, um sich im historischen Raum nach Babel zu begegnen, ist, zu übersetzen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Bachmann, Ingeborg (2005a): Biographisches [Gedichtlesung im NWDR Hannover vom 3.11.1952]. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 4–9.

Bachmann, Ingeborg (2005b): Ludwig Wittgenstein – Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 64–74.

Bachmann, Ingeborg (2005c): Frankfurter Vorlesungen, [Erste Vorlesung] Fragen und Scheinfragen. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 253–270.

Bachmann, Ingeborg (2005d): Frankfurter Vorlesungen, [Zweite Vorlesung] Über das Ich. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 287–306.

Bachmann, Ingeborg (2005e): Frankfurter Vorlesungen, [Fünfte Vorlesung] Literatur als Utopie. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 329–349.

Bachmann, Ingeborg (2005f): Rede zur Verleihung des Anton-Wildgans-Preises. In: Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften. Hg. von Monika Albrecht/Dirk Göttsche. München: Piper, 486–491.

Bachmann, Ingeborg (2020): Alles. In: Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr. Hg. von Rita Svandrlik, Salzburger Bachmann Edition. München, Berlin, Zürich: Piper, Suhrkamp, 72–93.

Bachmann, Ingeborg (2022): Von einem Land, einem Fluß und den Seen. In: Ingeborg Bachmann: Anrufung des Großen Bären. Gedichte. Hg. von Luigi Reitani, Salzburger Bachmann Edition. Berlin: Suhrkamp, 19–30.

Sekundärliteratur

Adorno, Theodor W. (1997 [1953]): Aufzeichnungen zu Kafka. In: Theodor W. Adorno: Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft. Gesammelte Schriften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 254–287.

Agnese, Barbara (1996): Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns. Wien: Passagen.

Albrecht, Monika/Dirk Göttsche (2020): Leben und Werk im Überblick – eine Chronik. In: Monika Albrecht/Dirk Göttsche (Hg.): Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 2., erweiterte Auflage. Berlin: Metzler, 3–23.

Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Baumgart, Norbert Clemens (2006): Art. Turmbauerzählung (WiBiLex), http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/36310/ (zuletzt abgerufen am 27.06.2025).

Benjamin, Walter (1991a): Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp. I. Abt., Bd. 1: Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik. Goethes Wahlverwandtschaften. Ursprung des deutschen Trauerspiels. Taschenbuchausgabe, 203–430.

Benjamin, Walter (1991b): Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen. In.: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp. II. Abt., Bd. 1: Frühe Arbeiten zur Bildungs- und Kulturkritik. Metaphysisch-geschichtsphilosophische Studien. Literarische und ästhetische Essays. Taschenbuchausgabe, 140–157.

Bhaba, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg Verlag.

Brinker-Gabler, Gisela (2004a): Living and Lost in Language. Translation and Interpretation in Ingeborg Bachmann’s *Simultan.* In: Gisela Brinker-Gabler/Markus Zisselberger (Hg.): „If we Had the Word“. Ingeborg Bachmann. Views and Reviews. Riverside CA: Ariadne Press, 187–207.

Brinker-Gabler, Gisela (2004b): Poet und Polyglott. Translinguale Perspektiven im Werk Ingeborg Bachmanns. In: Ingeborg Bachmann. Themenheft Cultura Tedesca 25, 95–103.

Büchmann, Georg (1872 [1864]): Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutsches Volks, 7. Auflage. Berlin: Haude und Spener.

Derrida, Jacques (1997): Babylonische Türme. Wege, Umwege, Abwege. In: Alfred Hirsch (Hg.): Übersetzung und Dekonstruktion. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 119–165.

Derrida, Jacques (1998): Aus Liebe zu Lacan. In: Jacques Derrida: Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse! Frankfurt/M.: Suhrkamp, 15–58.

Eberhardt, Joachim (2002): „Es gibt für mich keine Zitate“. Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns. Tübingen: Max Niemeyer.

Eco, Umberto (1995): Die Suche nach der vollkommenen Sprache. München: Beck.

Egger, Irmgard (1996): Mehrsprachigkeit. Zu einem Motiv der österreichischen Literatur am Beispiel von Ingeborg Bachmann. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 70, 692–706.

Eggers, Michael (2001): Simultan übersetzen. Geschlechter. Sprachdifferenzen und die Erzählstimme in Texten von Bachmann und Musil. In: Weimarer Beiträge 47, 576–593.

Golisch, Stefanie (1997): Ingeborg Bachmann zur Einführung. Hamburg: Junius.

Göttsche, Dirk (1988): Die Produktivität der Sprachkrise in der modernen Prosa. Frankfurt/M.: Athenäum.

Göttsche, Dirk (1990): Erinnerung und Erzählstruktur in der erzählenden Prosa Ingeborg Bachmanns. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht 23, 99–118.

Greber, Erika (2002): Fremdkörper Fremdsprache. Ingeborg Bachmanns Erzählung *Simultan.* In: Matthias Mayer (Hg.): Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen. Stuttgart: Reclam, 176–195.

Grimm, Jacob/Wilhelm Grimm (o.D.): Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: Wiegen, sw. vb., https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=W20131 (zuletzt abgerufen am 27.06.2025).

Höller, Hans (1999): Ingeborg Bachmann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.

Kiefer, Sebastian (2004): Pasticcio und „Utopia der Sprache“. Ingeborg Bachmann und die Ästhetik der Toncollage im Kontext der Nachkriegslyrik. In: Monika Albrecht/Dirk Göttsche (Hg.): „Über die Zeit schreiben“ 3. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Würzburg: Königshausen & Neumann, 69–131.

Köller, Wilhelm (2006): Narrative Formen der Sprachreflexion. Interpretationen zu Geschichten über Sprache von der Antike bis zur Gegenwart. Berlin u.a.: de Gruyter.

Larcati, Arturo/Isolde Schiffermüller (2014) (Hg.): Ingeborg Bachmann in Italien. Re-Inszenierungen. Sonderheft Cultura tedesca 45.

Philipp, Frank (2001): Ingeborg Bachmanns *Das dreißigste Jahr.* Kritischer Kommentar und Deutung. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Radaelli, Giulia (2011): Literarische Mehrsprachigkeit. Sprachwechsel bei Elias Canetti und Ingeborg Bachmann. Berlin: Akademie-Verl.

Reininger, Anton (2000): Das Gedicht *Ausfahrt*. Politische Utopie oder existentialistische Poetik? In: Primus-Heinz Kucher/Luigi Reitani (Hg.): „In die Mulde meiner Stummheit leg ein Wort …“ Interpretationen zur Lyrik Ingeborg Bachmanns. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 61–72.

Reitani, Luigi (2022): Literaturwissenschaftlicher Kommentar. Von einem Land, einem Fluß und den Seen. In: Ingeborg Bachmann: Anrufung des Großen Bären. Gedichte. Hg. von Luigi Reitani, Salzburger Bachmann Edition. Berlin: Suhrkamp, 173–184.

Rutherford, Jonathan (1990): The Third Space. Interview with Homi Bhabha. In: Jonathan Rutherford: (Hg.): Identity. Community, Culture, Difference. London: Lawrence & Wishart, 207–221.

Schmaus, Marion (2020): Anrufung des Großen Bären und Gedichte aus dem Umfeld. In: Monika Albrecht/Dirk Göttsche (Hg.): Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 2., erweiterte Auflage. Berlin: Metzler, 83–94.

Šlibar, Neva (2000): Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Ingeborg Bachmanns Gedichtzyklus *Von einem Land, einem Fluß und den Seen*. In: Primus-Heinz Kucher/Luigi Reitani (Hg.): „In die Mulde meiner Stummheit leg ein Wort…“. Interpretationen zur Lyrik Ingeborg Bachmanns. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 200–218.

Svandrlik, Rita (1984): Ästhetisierung und Ästhetikkritik in der Lyrik Ingeborg Bachmanns. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Ingeborg Bachmann. TEXT+KRITIK Sonderband. München: edition text + kritik, 28–49.

Svandrlik, Rita (2020): Literaturwissenschaftlicher Kommentar. Alles. In: Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr. Hg. von Rita Svandrlik, Salzburger Bachmann Edition. München, Berlin, Zürich: Piper, Suhrkamp, 293–310.

Töller, Ursula (1998): Erinnern und Erzählen. Studie zu Ingeborg Bachmanns Erzählband „Das dreißigste Jahr“. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Trepp, Anne-Charlott (2019): Adam benennt die Tiere. Von der Bedeutung der Namen für die Kenntnis der Dinge: Genesis 2,19–20 als ein Erkenntnisdispositiv der Frühen Neuzeit. In: Renate Dürr u.a. (Hg.): Religiöses Wissen im vormodernen Europa: Schöpfung, Mutterschaft, Passion. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 143–182.

Von der Lühe, Irmela (1989): „Ich ohne Gewähr“: Ingeborg Bachmanns Frankfurter Vorlesungen zur Poetik. In: Christine Koschel/Inge von Weidenbaum (Hg.): Kein objektives Urteil – nur ein Lebendiges. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann. München, Zürich: Piper, 569–599.

Von der Lühe, Irmela (1995): Abschied vom Utopia der Sprache. Ingeborg Bachmanns Erzählung „Alles“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Ingeborg Bachmann. TEXT+KRITIK Heft 6, 5. Auflage: Neufassung. München: edition text + kritik, 84–98.

Weigel, Sigrid (1989): ‚Ein Ende mit der Schrift. Ein andrer Anfang.‘ Zur Entwicklung von Ingeborg Bachmanns Schreibweise. In: Christine Koschel/Inge von Weidenbaum (Hg.): Kein objektives Urteil – nur ein Lebendiges. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann. München, Zürich: Piper, 265–310.

Weissmann, Dirk (2020): Art. Mehrsprachigkeit. In: Monika Albrecht/Dirk Göttsche (Hg.): Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 2., erweiterte Auflage. Berlin: Metzler, 404–408.

Wimmer, Rainer (2009): Die Sprachkritik kommt aus der Sprache selbst: Reflektiertheit ist gefragt. In: Der Sprachdienst 53(3–4), 77–90.

Wittgenstein, Ludwig (1963): Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.